

Die Bedeutung der Arbeitserziehung für die Hebung der primitiven Rassen.

Von Friedrich Schwager S. V. D., Stenl.

In dem großen Erziehungswerk der Mission lassen sich drei vielfach ineinander greifende Hauptgruppen der Beeinflussung unterscheiden, die unmittelbar religiös-sittliche, wie sie in allen Akten der Seelsorge zum Ausdruck kommt, die intellektuelle, die vornehmlich durch Schulunterricht und Lektüre wirksam wird, und die gewerbliche, die tiefstehende Rassen durch Anleitung zu geregelter, körperlicher Arbeit zu heben sucht.

Die religiös-sittliche Erziehung ist allumfassend, zeitlich unbeschränkt und muß die beiden anderen Gruppen durchdringen, wenn sie wirklich den Zielen der Mission dienen sollen. Auch die intellektuelle Schulung ist, wenigstens in ihrer elementaren Form, für die Begründung eines selbständigen Christentums in allen Missionsländern so unentbehrlich, daß eine Mission, die der Volksschulen entbehrt, an einer durch nichts zu ersetzenden Lücke in ihrer Organisation krankt. Enger ist der Kreis der Völker, deren Zustand eine Erziehung zur Arbeit als *conditio sine qua non* für ihre sittliche und kulturelle Entwicklung fordert.

Es handelt sich hier vornehmlich um jene primitiven Rassen, denen eine üppige Tropennatur vielfach das Füllhorn ihrer Früchte in den Schoß schüttet, ohne daß es sie ernste Anstrengungen gekostet hätte. Dafür aber übt das tropische Klima jene erschlassende Einwirkung aus, der selbst die Nerven- und Willenskraft der Europäer gar leicht unterliegt. Dazu kommt der wilde Zustand der Naturvölker, der Mangel an jeglicher höheren Anregung durch Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende hindurch, die Unmöglichkeit, die Früchte des eigenen Fleißes in größerem Umfange abzusetzen, wodurch der stärkste Antrieb zur Schaffensfreudigkeit von vornherein seiner Wirkung beraubt wird, die Sklaverei mit ihren verderblichen Folgen für den Charakter und schließlich die Vererbung, die alle diese Übel von Generation zu Generation fortpflanzt und ihnen eine verstärkte Gewalt über das Seelenleben der primitiven Rassen einräumt.

Wird es überhaupt möglich sein, die so tief gesunkenen Völker bei ihrer unleugbaren Willensschwäche soweit über ihren jetzigen Stand zu erheben, daß sie, um mit Paul Rohrbach zu reden, „die oberste ideale Krone des Menschentums und das kostbarste aller dem Menschen zugänglichen Güter erlangen: nämlich die freie und absolute Willensbestimmung nach geistig-sittlichen Motiven“?¹ Rohrbach und mit ihm manche andere verneinen diese Frage, die augenscheinlich eine Lebensfrage für die Entwicklung der primitiven Völker ist,

¹ Paul Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft, Berlin-Schöneberg 1910, I, 95.

wenigstens hinsichtlich der Negerrasse. Das absprechendste, an Schroffheit und Übertreibung kaum mehr zu überbietende Urteil in dieser Hinsicht formuliert der bayrische Major Boshart, der lange im Dienste des Kongostaates und zeitweilig auch in Südwest und Deutsch-Ostafrika tätig war, folgendermaßen:

„Drei Eigenschaften sind allen Negerstämmen ohne Ausnahme gemein: Kultur-unfähigkeit, Grausamkeit und namenlose Faulheit... Der Neger ist ein blutdürstiges, grausames Raubtier, das nur durch das Auge und die Peitsche des Bändigers in Respekt erhalten werden kann... Wollen wir die Schwarzen zur Arbeit heranziehen, so hätte man sich nicht so beeilen müssen, die Sklaverei aufzuheben. Sie ist wohl überhaupt nur eingeführt worden, weil der Neger auf andere Weise zur Arbeit nicht zu haben war... Darüber herrscht unter den Kennern Afrikas keine Meinungsverschiedenheit, daß der Neger nur durch Zwangsmittel zur Arbeit gebracht werden kann... An dem großen, welthistorischen Tage (wo den Atlantischen Ozean ein Verkehrsweg mit dem Indischen Ozean verbindet) läutet dem Schwarzen die Totenglocke“¹.

Alle Äußerungen dieser Art fehlen dadurch, daß sie einerseits zu sehr generalisieren und die sehr verschiedene Veranlagung der primitiven Rassen übersehen, und andererseits dem Gesetz der Entwicklung sowohl hinsichtlich eines ganzen Volkes, wie auch vor allem der einzelnen, strebsameren Persönlichkeiten zu wenig Beachtung schenken. Schon Carl Peters, dem gewiß niemand zu große Milde in der Behandlung der Eingeborenen nachsagen wird, macht darauf aufmerksam, daß das, was auf den preußischen Gardeoffizier oder den englischen Lord zutrifft, sich nicht ohne weiteres auf den irischen Tagelöhner oder den neapolitanischen Lazzaroni anwenden läßt, obwohl doch sie alle der weißen Rasse angehören². Ja wir brauchen nicht einmal so weit zu gehen. Betrachten wir nur unsere nächste Umgebung, wie unendlich verschieden sind da die Anlagen und die Entwicklung der einzelnen Persönlichkeiten! Sehr richtig bemerkt darum Hübbe-Schleiden, daß nicht die Rassen als solche sich entwickeln, sondern die Individualitäten allmählich durch die verschiedenen Entwicklungsstufen sich emporarbeiten³. In derselben Gedankenrichtung liegt es, wenn Albert Haas das pädagogisch überaus wichtige Prinzip der sozialen Differenzierung hervorhebt, die notwendig ist, wenn aus der ganzen Rasse etwas werden soll. „Wenn sich so eine farbige Aristokratie des Besitzes und der geordneten Lebensführung herausbildet, so kann sie allmählich das Streben der Gesamtheit der Farbigen

¹ Franz Giesebrecht, Die Behandlung der Eingeborenen in den deutschen Kolonien. Berlin 1898, 39. Das Werk gibt die zum Teil recht eingehenden Antworten von Kolonialkennern auf die Rundfrage wieder: „Welches ist die beste Methode der Behandlung der Eingeborenen in den deutschen Kolonien?“ Es enthält neben gründlich verfehlten oder heute veralteten Anschauungen auch wertvolle Beiträge z. B. von Wisjmann, Merensky, Warner, Egiby, die auch gegenwärtig noch Beachtung verdienen.

² Giesebrecht, a. a. O. 87. Später freilich vergaß Carl Peters das früher Gesagte, verurteilte „die mittel- und pinselhafte Einsetzung des Negers in die Rechnung“ und sprach über den Neger generalisierend das Dogma aus: „all seine Bildung wird stets Dressur bleiben.“ Vgl. Carl Peters, Zur Weltpolitik, Berlin 1912, 122 f.

³ Giesebrecht 150.

in die richtigen Bahnen lenken . . . Die Stagnation unter den Farbigen, ihre indifferenzierte Energielosigkeit kann dadurch gebrochen werden"¹.

Zu dem gleichen Ergebnis der Möglichkeit einer bedeutenden Fortentwicklung nicht nur auf dem sozial-wirtschaftlichen, sondern auch auf ethischem Gebiet führt folgender Gesichtspunkt, der m. W. bei der Erörterung des Entwicklungsproblems der niederen Rassen noch nicht entsprechend beachtet worden ist.

Die Entwicklung der zurückgebliebenen Völker ist eine pädagogische Frage, die eine unleugbare Ähnlichkeit mit dem Problem der Erziehung mangelhaft veranlagter Kinder hat. In der Tat läßt sich hier eine interessante Parallele verfolgen, zu der Fr. W. Förster das Material geliefert hat².

Bekanntlich hat der italienische Gelehrte Lombroso die Theorie vom „geborenen Verbrecher“ aufgestellt. Nach ihm ist der Verbrecher eine besondere Spezies, deren Individuen durch die Organisation ihres Gehirns sich notwendig zu Verbrechern entwickeln müssen und von dieser Laufbahn durch keinerlei moralische Erziehung abzuhalten sind. Zunächst darf ruhig zugegeben werden, daß die Formation unseres Gehirns für unsere geistige, auch unsere sittliche Entwicklung von großer Tragweite ist und hemmend oder fördernd auf sie einwirkt. Aber gerade deutsche Gelehrte haben die Voraussetzungen der Theorie Lombrosos als unbegründet bewiesen. Schon Virchow wies darauf hin, daß eine Deformation auf der einen Seite durch eine Kompensation auf der andern ausgeglichen werden könne, und noch zwingender hat Vogt durch viele Experimente dargetan, daß die Ganglienzellen unseres Gehirns die Fähigkeit haben, für einander einzutreten und die Aufgaben kranker oder deformierter Zentren zu übernehmen. „Es ist ein leitendes Prinzip in der Behandlung abnormer Kinder, von den normal gebliebenen Hirnpartien aus allmählich das ganze Gehirn zu regenerieren, eben indem man aus den normalen Vorstellungsgebieten Motive gewinnt, mit deren Hilfe man dann die übrigen schlummernden Kräfte wieder in Funktion zu setzen vermag.“ So hat die École Spéciale in Brüssel durch planmäßige Behandlung staunenerregende Erfolge in der Beruhigung und sittlichen Festigung indisziplinierter Charaktere erzielt.

Wenn solche Erfolge bei abnorm entwickelten Individuen möglich sind, weshalb sollten sie dann nicht auch, wenngleich unter größeren Schwierigkeiten und in ungleich längeren Zeiträumen, bei einer zurückgebliebenen Rasse erreichbar sein? Gewiß können bei willensschwachen Völkern durch anhaltende, pädagogisch richtig orientierte Pflege und Übung gerade der Willenskraft die entsprechenden Gehirnzentren oder ihre Ersatzzentren neu belebt werden, wodurch dann im Laufe der Generationen infolge der ständigen Betätigung und fortlaufenden Vererbung auch wieder eine stärkere physiologische Unterlage im Ausbau des Gehirns geschaffen wird. Gewohnheit muß Gewohnheit

¹ Albert Haas, Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika, Berlin 1912, 30.

² Fr. W. Förster, Jugendlehre, Berlin 1909, 675 ff.

brechen! So ist die Willensbildung noch weit mehr als in unseren heimischen Verhältnissen das eigentliche Problem der Erziehung der primitiven Rassen¹. Eine völlige Umwandlung des Rassencharakters ist selbstredend damit ebensowenig gegeben, wie sie bei Romanen, Slawen, Germanen ausgeschlossen erscheinen. Die Schwächen einer jeden Rassenanlage können nicht gänzlich behoben werden, aber vielen Individuen gelingt es doch, sich darüber mehr oder weniger zu erheben. Es ist gar nicht einzusehen, warum strebsamen Vertretern der schwarzen Rasse eine solche Entwicklungsfähigkeit für immer abgesprochen werden soll.

Damit haben wir auch den richtigen Standpunkt gewonnen, um die Bedeutung der körperlichen Arbeit für die Erziehung der Naturvölker vollkommen zu würdigen. Körperliche Arbeit ist diejenige berufliche Betätigung, die jeder, auch der roheste Wilde leisten kann. Zugleich gewährt sie den Vorteil, daß sie an die Willenskraft des Eingebornen nicht geringe Anforderungen stellt und bei geregelter Wiederkehr eine tiefgreifende Umwandlung in seinem Seelenleben vorbereitet. Die Erziehung zu regelmäßiger Handarbeit ist somit die erste grundlegende Stufe in dem Entwicklungsprozeß der Primitiven, die unter Zuhilfenahme aller pädagogisch zulässigen Mittel anzustreben ist². Die Überzeugung, daß die Arbeit für wilde Völkerschaften eine unentbehrliche Schule des Charakters und darum von der Mission aufs nachdrücklichste zu pflegen ist, bricht sich auch in protestantischen Missionskreisen immer mehr Bahn, während noch Gustav Warneck in seiner Missionslehre das Problem der Arbeitserziehung nicht klar erfaßte³. So sagt Carl Mirbt zutreffend:

„Das Christentum ist nicht eine Religion des Hinträumens, sondern des Handelns; es verlangt, daß der Mensch die ihm verliehenen Kräfte und Gaben anwendet und ausbildet, damit er ein brauchbares und tüchtiges Glied der menschlichen Gesellschaft wird; es zeigt ihm, daß er einen Beruf in der Welt hat und in einen Kreis von Pflichten gestellt ist, die zu erfüllen seine Aufgabe ist. Wenn in Europa die Art, wie ein Mensch arbeitet, ein wichtiges Kriterium seiner sittlichen Reife ist, so wird die Stellung des Negers zur Arbeit geradezu als ein Gradmesser für

¹ Die üblichen Tatsachenbeweise für die Bildungsfähigkeit der primitiven Rassen beziehen sich bisheran durchweg auf ihre intellektuelle und wirtschaftliche Befähigung, die heute kaum mehr bestritten wird. Ungleich nützlicher wäre es, wenn die Missionare unanfechtbares Material zum Erweis der ethischen Entwicklungsfähigkeit, die gegenwärtig am meisten in Frage gestellt wird, beibringen würden und zwar, soweit möglich, nicht nur hinsichtlich der Christen, sondern auch der Heiden. Es handelt sich vor allem um Züge selbstlosen Opfermuts, des Festhaltens am christlichen Sittengesetz in geschlechtlicher Hinsicht, der Ehrfurcht, Dankbarkeit, Eingebung, des Mitleids gegen fremdes Weh, der Wahrhaftigkeit.

² „Die Erziehung zur Arbeit“, erklärte auch Abt Weber O. S. B. auf dem Berliner Kolonialkongreß, „ist der erste Hebel, der ein tiefstehendes Volk aus einem schwankenden Niveau auf eine feste Stufe der Kultur emporzuheben vermag. Dann wird das Volk auch tatsächlich durch die Arbeit dem wahren Glück näher gebracht“ (Verhandl. d. deutsch. Kolonialkongr. 1910, 676).

³ Vgl. seine sehr referierten Äußerungen Evangelische Missionslehre III, 2, 182—184, die allerdings durch die nachfolgenden Klauseln zum Teil wieder aufgehoben werden.

den Erfolg der ihm zugewandten Erziehung anzusehen sein". Da der Neger durch den Selbsterhaltungstrieb nicht in gleicher Weise zur Arbeit genötigt werde, sei ernste Arbeit für ihn eine größere Leistung als für den Europäer¹.

Aus seiner praktischen Erfahrung heraus bestätigt der protestantische Missionar Keyßer in Neuguinea,

„daß aus den Eingeborenen und ihrem christlichen Leben und den Gemeinden nichts Ordentliches werden könne ohne tüchtige Arbeit. Ich stehe nicht an, bei einem kulturarmen Volke in der Arbeit eins der Haupterziehungsmittel nicht bloß in kultureller, sondern auch in religiöser Hinsicht zu sehen... Der Papua ist ein Gefühls-mensch, ernste, anhaltende Arbeit scheut er. Er schlendert ebenso zu." Man dürfe den begabtesten Katechumenen nicht taufen, wenn er ein Feind der Arbeit sei, und solle sich durch salbungsvolle Redensarten nicht täuschen lassen. „Die Arbeit fördert auch innerlich, indem sie die Lüfte und Begierden nicht so üppig wuchern läßt. Das Gebot: ‚Sechs Tage sollst du arbeiten,‘ gehört zu den elementarsten Forderungen des Christentums“².

Ein Schwarzer, der den Segen der Arbeitserziehung persönlich erfahren und es sich zur Lebensaufgabe gesetzt hat, seine Rasse auf demselben Wege emporzuführen, der bekannte Negerführer Booker T. Washington, schreibt in seinem programmatischen Werk „Handarbeit“:

„Die meisten Völker haben sich emporgearbeitet durch die Berührung mit dem Erdreich. Es liegt etwas im Erdgeruch – im Kontakt mit der Wirklichkeit, das uns stärkt und fördert, wie das auf keine andere Art geschehen kann. Wenn ich die industrielle Ausbildung für rückständige Rassen oder Individuen fordere, so denke ich dabei stets an den veredelnden Einfluß des Kontakts mit der Wirklichkeit... In der Geschichte der Negerrasse seit ihrer Freilassung war es eine der schwierigsten Aufgaben, die Lehrer und Anführer dahin zu bringen, daß sie genug Geduld und Voraussicht übten, um die Rasse auf realem Boden festzuhalten, statt der Versuchung zu erliegen, nach Schatten und Oberflächlichkeiten zu haschen“³.

Washington denkt hier an die Gefahren der Scheinbildung und oberflächlichen Nachahmungssucht, welche die Berührung mit den Europäern und eine einseitige Schulbildung unter den Schwarzen erfahrungsgemäß erzeugt, und für die eine gediegene Arbeitserziehung ein heilsames Gegengewicht bildet.

Abgesehen von dem direkt erzieherischen Wert der Arbeitserziehung legen der Mission aber auch noch andere Gründe die planmäßige wirtschaftliche Hebung der Eingeborenen nahe. Booker Washington empfiehlt diese Methode aus einem missionstaktischen Grunde:

„Kürzlich befragte mich ein Missionar, der ins Ausland gehen wollte, nach meiner Ansicht, was er die Leute lehren und womit er den Anfang machen solle. Ich fragte ihn, was die Hauptbeschäftigung der Leute sei, zu denen er ginge, und erhielt die Antwort, es sei die Schafzucht. Hierauf

¹ Carl Mirbt, Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten, Tübingen 1910, 103.

² Keyßer, Mission und Volkserziehung, Beiblatt zur AMZ 1913, Nr. 2 (März), 19. Der Artikel enthält so manches Anregende bezüglich der Selbsterziehung der Eingeborenen, daß er weitgehende Beachtung verdient.

³ Handarbeit, Berlin 1913, 56 ff.

riet ich ihm, seine Missionstätigkeit damit zu beginnen, daß er die Leute lehre, mehr und bessere Schafe zu züchten als bisher. Wenn sie begriffen hätten, daß er von der Schafzucht mehr verstände als sie, so würden sie auch geneigt sein, anzunehmen, daß er ihnen in religiösen Dingen überlegen sei, und auf dieser Grundlage könne er dann seine Missionstätigkeit aufbauen¹.

Bei der Abwehr gegen den Islam ist die wirtschaftliche Selbständigkeit der Christen gleichfalls zu erstreben. So bildeten die Weißen Väter am Tanganjika in Deutsch-Ostafrika ihre Christen zu konkurrenzfähigen Händlern und Gewerbetreibenden heran, um den von mohammedanischen Händlern drohenden Gefahren vorzubeugen. Den Insulanern von Kerenge, die nicht, wie die Moslemin, sich die teuren Dagaa-Neze kaufen konnten, lieferten sie eine Anzahl Neze oder streckten ihnen Geld zum Ankauf vor. So entstand eine von den Mohammedanern unabhängige Fischerbevölkerung².

Im Kampfe gegen die Polygamie kann die Einführung der Pflugwirtschaft an Stelle der meistens von den Weibern geleisteten Hackarbeit als wirksames Mittel dienen, um dem Vorwand wirtschaftlicher Notwendigkeit der Vielweiberei den Boden zu entziehen. Wo allerdings, wie in Togo, dem Manne in erster Linie die Landarbeit obliegt und überdies die Tsetsefliege das Aufkommen von Zugvieh verhindert, da vermag auch der Pflug die Situation nicht zu erleichtern.

Wo die Eingeborenen durch den Übertritt zum Christentum ihre soziale Stellung verlieren, z. B. aus ihrer Kaste ausgestoßen werden, wie in Indien, oder sonst wegen großer Armut ihren Lebensunterhalt nicht finden, sehen sich die Missionen des öftern zu industriellen Unternehmungen genötigt. Anderwärts wiederum kann der Schutz kleiner Christengemeinden vor dem übermächtigen Heidentum wie z. B. in Nordindien, oder aber die Aussicht auf Heranziehung von Katechumenen wie in den nordchinesischen Scheutvelder Missionen zur Anlegung von christlichen Bauernkolonien dienen. Da jedoch die Christen auf diese Weise leicht isoliert und an der persönlichen Werbetätigkeit unter den Heiden behindert werden, kann es sich in solchen Fällen nur um einen Notbehelf handeln, der nicht schlechthin zur Nachahmung zu empfehlen ist.

Außerdem hat die Mission überall ein großes Interesse an der finanziellen Kräftigung ihrer neuen Gemeinden, damit diese baldmöglichst für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufkommen und auch zur Mitwirkung an der weiteren Missionstätigkeit herangezogen werden können (vgl. dazu S. 234 Anm. 1 über die Philippinenmission). Um jedoch auch unabhängig von den Gemeinden finanziell selbständig zu werden, suchen die Missionen durch größere Farmen, die zumeist von den Eingeborenen bewirtschaftet werden, wenigstens einen Teil ihres Jahresbudgets zu decken.

Um eine Vorstellung zu geben von der Intensität, mit der die Missionen sich der günstigeren Gestaltung speziell der landwirtschaftlichen Arbeit und

¹ Sandarbeit 32.

² Afrika-Bote 1911, 42.

ihrer Vorbedingungen widmen, seien hier einige Tatsachen auf Grund der Missionsberichte vorgeführt.

Die meisten der schon weit über 220 hinausgehenden Hauptstationen in unseren Schutzgebieten haben eine Farm, die wenigstens zum Teil von den Schulkindern oder den internen Stationszöglingen bearbeitet werden muß. In Togo wie von den Benediktinern in Ostafrika werden die Gemeinden, die die Eröffnung einer Schule wünschen, angehalten, eine Pflanzung anzulegen, um dadurch das Lehrergehalt teilweise aufzubringen. Im Lehrerseminar der Steyler Mission in Togo zu Gbin Bla wird Agrikultur als eigenes Unterrichtsfach gepflegt. Innerhalb eines Jahres wurden die Christen an 60 Orten praktisch angeleitet, Mais, Jams, Kakao, Kola, Ölpalmen, Sisal, Teakholz und neuerdings auch Kapok zu pflanzen. Seitdem baten schon manche Eingeborene um Setzlinge, die von der Regierung unentgeltlich überlassen wurden¹. In Kamerun pflanzen die Mädchen auf den Stationen der Missionschwestern selbst, was sie für ihren Unterhalt brauchen, am meisten auf der Binnenstation Jaunde, wo die eine Hälfte der Kinder morgens, die andere nachmittags auf dem Felde arbeitet, und durch Makabo, Kassade, Mais, Kartoffeln, Erdnüsse, Kürbisse, Zuckerrohr in der Nahrung weit mehr Abwechslung geboten werden kann als an der Küste². In Südwest war die Farm der Hünfelder Oblaten zu Epukiro vor zehn Jahren ein sumpfiger Wald, die Brutstätte von Moskitos. Heute sehen wir an derselben Stelle einen herrlichen Garten, der selbst in den trockensten Jahren eine volle Ernte an Mais, Tabak, Gemüse aller Art und sogar vorzügliche Weintrauben liefert. Das alles hat auf die Betschuanenbevölkerung vorbildlich gewirkt. Jede Familie hat ein fleißig bearbeitetes Stück Gartenland, das künstlich bewässert oder nach dem Beispiel der Missionsfarm tiefer gelegt wird, um zum Grundwasser zu kommen³.

Über die nördliche Nachbarmission in Portugiesisch-Angola äußerte sich Paul Rohrbach in der Tögl. Rundschau (1913, Nr. 174): „Die Kulturarbeit der katholischen Mission in Südafrika muß sehr hoch eingeschätzt werden. Die Pflanzungen von Guilla, die ihr Seitenstück auf den übrigen Stationen finden, werden für alle Kolonisten, die je hierher kommen sollten, ein Muster abgeben, das um so wertvoller ist, als es auf einer praktischen Erfahrung von Jahrzehnten beruht. Was dort gedeiht, das kann auch als erprobt betrachtet werden.“ Diese Worte des protestantischen Forschers gelten einer Mission der Väter vom Hl. Geist. In Deutsch-Ostafrika haben die Väter vom Hl. Geist gleichfalls seit Jahrzehnten auf ihren älteren Stationen wie namentlich in dem vielgenannten Bagamojo an der Arbeitserziehung der Schwarzen gearbeitet und führen dieses Werk auch in den neuen Inlandstationen weiter fort. So ist in dem ausgedehnten Hochland von Ufiome eine Getreidezucht, eine Kaffeeplantage, eine Waldanpflanzung angelegt und auch mit der Straußenzucht begonnen⁴. Die jüngeren Missionen der Benediktiner und der Weißen Väter stehen an Leistungen nicht zurück. In Kwiwo legten die Benediktiner eine Pflanzung von 3000 Stück Nutzholz, wie Mahagoni, Kasuarinen, Baumwollbäume, Gummibäume, Öl- und Dattelpalmen usw., an⁵. Auf der Insel Ukerewe im Nyanza-See haben die Weißen Väter viele Hunderte von Familien für den Baumwollbau gewonnen. In der Landschaft Riziya pflanzen die Neger mehr und mehr Ananas an, wofür ihnen die Stecklinge

¹ Gott will es! 1911, 218.

² Stern von Afrika 1913, 213.

³ Gott will es! 1911, 225. 342.

⁴ Gott will es! 1911, 324; Echo aus Anechtsteden 1913, 50.

⁵ Gott will es! 1911, 65; Missionsblätter von St. Ottilien 1911, 115.

von den Weißen Vätern gegeben werden¹. Vielleicht noch mehr mußten die Weißen Väter im benachbarten Kongostaat ihren Neubekehrten auch Lehrer in allen irdischen Dingen, in Landbau, Gewerbe und Handwerk sein. Da wurden Sümpfe ausgetrocknet, Brücken und Abzugskanäle gebaut, schmucke Alleen zur Verbindung der Stationen und Christendörfer angelegt. Die ganze Ebene bei Baudouinville ist zu einem großen Gartenland geworden, in welchem Bananen-, Reis- und Maniokfelder mit Mais-, Bataten- und selbst europäischen Getreidepflanzungen anmutig wechseln. Die Weißen und selbst die Bewohner der deutschen Ostküste des Tanganjika beziehen von dort einen Teil ihrer Lebensmittel. Einige schwarze Christen sind darum auch schon wohlhabende Pflanzler geworden².

Erwähnenswert sind auch die in letzter Zeit vielgenannten Fermes chapelles der belgischen Jesuiten am Kwango im Kongostaat. Diese Farmkapellen sind kleine Missionskolonien, in denen die Jesuiten seit 1895 eine Anzahl von jungen katholischen Eingeborenen unter Aufsicht und Lehre eines schwarzen Katechisten ansiedelten, um sie dem entzittlichenden Einfluß der Heiden zu entziehen. Jungen, katholischen Ehepaaren stellten die Jesuiten das erste Kleinvieh, Hühner und Ziegen, sowie die ersten Ackergeräte und Sämereien zur Gründung einer Ansiedlung gegen ein geringes Entgelt. So erreichten sie, daß auf den christlichen Farmdörfern entgegen der sonstigen Landessitte vom Morgen bis zum Abend auf den wohlbestellten Feldern fleißige Arbeiter zu sehen sind, die nicht für die Mission, sondern für ihre eigene Rechnung arbeiten. Kein Zwang hielt die Schwarzen indes zurück, wenn sie die Kolonie verlassen wollten. Die Schlafkrankheit hat jedoch manche dieser Kolonien zerstört, so daß ihre Zahl heute nicht mehr der früher erreichten Höhe von 300 Kolonien gleich kommt³.

Wichtiger noch als in Afrika ist die Kulturtätigkeit der Mission in der deutschen Südsee, deren Bewohner großenteils noch tiefer stehen als die Afrikaner. Auf den Salomonen legen die Maristen bei einer Neugründung zuerst eine Plantage an, und dann erst erfolgt die Eröffnung einer Schule. Genau so müssen die Südsee-Missionare es bei ihren meisten Stationsgründungen halten. Am reichsten entwickelt ist das Pflanzungsleben in der ältesten Mission der Herz-Jesu-Missionare auf Neupommern, aber auch die jüngeren Pflanzungen der Steyler Missionare zumal in der vielgenannten Station Alexishafen leisten eine aner kennenswerte Kulturarbeit. Die eingeborenen Farmarbeiter sind von weit her aus den verschiedensten Stämmen zusammengehoht. Bisher konnten sie mit ihren nächsten Nachbarstämmen nicht in Frieden leben; jetzt wohnen sie alle eng nebeneinander, müssen sich miteinander vertragen, lernen sich besser verstehen, werden vielleicht Freunde, erkennen, daß es außer ihrem kleinen Heimatdorf auch anderes Gutes und Großes in der Welt gibt und treten so aus ihrem engen

¹ Afrika-Bote 1910, 229; 1911, 42.

² Schwager S. V. D., Die Mission im afrikanischen Weltteil, Steyl 1908, 205.

³ Bekanntlich hat der sozialdemokratische Abgeordnete Vandervelde im belgischen Parlament 1912 ganz unerhörte Anklagen gegen die Fermes chapelles geschleudert. Die Kinder sollten gewaltsam in die Kolonien gebracht, dort als Farmarbeiter lebenslanglich wie Sklaven für den Dienst der Mission angestellt und in unmenschlicher Weise mit Peitsche und Fesseln mißhandelt worden sein. Diese Anwürfe, die leider auch von einem Teil der deutschen Presse kritiklos übernommen wurden, wurden vom Kolonialminister Rentin im Parlament und von sachkundigen Missionaren in gründlichster Weise widerlegt. Vgl. Em. Thibaut S. J., Les Jésuites et les Fermes Chapelles, Bruxelles 1911. De Pierpont S. J., Les Fermes Chapelles, Bruxelles 1912, ferner *SM* 1912, 178; 1913, 257.

Gefichtskreis je länger desto mehr heraus. Daher auch die andere, überaus wichtige Folge, daß diese Arbeiter auf ihre Stammesgenossen aufklärend wirken, und daß diese Stämme, die früher so feindselig und mißtrauisch waren und die Errichtung einer Missionsstation gewaltsam zu verhindern gesucht hätten, jetzt selbst die Missionare um die Errichtung einer Missionsniederlassung ersuchen. In der Richtung der Einigung der so zersplitterten Stämme Neuguineas und der kulturellen Hebung des weltfernen Landes liegt es auch, wenn die Missionare im Verein mit der Regierung die Eingebornen angehalten haben, an der Herstellung eines breiten, ca. 800 Seemeilen langen, bis jetzt m. W. allerdings noch nicht ganz vollendeten Verkehrsweges der ganzen Küste entlang von Friedrich-Wilhelmshafen bis nach Angriffshafen zu arbeiten. Unter nicht geringen Schwierigkeiten legten die Herz-Jesu-Missionare in Britisch-Neuguinea einen Weg von 60 Meilen durch die Wildnis ihres Alpenlandes¹. Gegen 1200 Meilen lang ist die Straße, durch die in Britisch-Nordamerika der Oblatenpater Lacombe die Stadt St. Bonifaz in Manitoba mit St. Anna im Herzen von Alberta verbinden ließ. Die Jesuiten am Kwango bauten ein Straßenneß von zusammen 240 Kilometer durch den Urwald, über Sümpfe und Bäche².

Diese Leistungen der Missionen, denen sich noch manche weitere Tatsache anreihen ließe, sind gewiß recht bedeutsam, und wenn wir die gleichzeitige ethisch-religiöse Beeinflussung der Eingebornen in Betracht ziehen, dürfen sie ohne Überhebung als die qualitativ besten bezeichnet werden. Indes dürfen wir doch nicht übersehen, daß die Mission weder der einzige, noch der zahlenmäßig bedeutendste Faktor bei der Arbeitserziehung der kulturarmen Eingebornen ist. Wäre die Mission ganz auf sich allein angewiesen, so bliebe vieles ungetan, ja das Werk der Mission würde dadurch ohne weiteres in einem Maße eingeschränkt, wie es sich manche nicht träumen lassen. Ohne die Kolonialregierungen, die Recht, Ordnung, Verkehrswege und den Missionen zum Teil auch finanzielle Mittel schaffen, ohne den Handel, der Einfuhr und Ausfuhr der Produkte übernimmt, bei den Eingebornen Bedürfnisse weckt und dadurch ihren Arbeits- und Erwerbstrieb steigert, ist eine großzügige, ganze Länder umfassende Arbeitserziehung der Eingebornen kaum denkbar. Dazu kommen noch die großen europäischen Pflanzungen, die nicht in demselben Grade unentbehrlich sind, aber doch tatsächlich eine ungleich größere Menge von Arbeitern in Dienst stellen, als die Missionen je beschäftigen könnten. Die Bedeutung dieser Faktoren läßt sich durch einige wenige Angaben illustrieren. Wieviel hatte es z. B. auch für die Eingebornen der deutschen Schutzgebiete zu besagen, daß der Reichstag dem Kolonialsekretär Dernburg 300 Millionen allein für Eisenbahnen bewilligte. Wie bescheiden erscheinen die paar Millionen, über die die Missionen verfügen können, gegenüber dem Budget von nahezu 149 Millionen ordentlicher und außerordentlicher Ausgaben unserer Schutzgebiete i. J. 1914!³ Die Handelsstatistik unserer Schutzgebiete wies i. J. 1912 eine Einfuhr von 142 679 000, eine Ausfuhr von 120 880 000, also einen Gesamtwert von 263 559 000 Mark

¹ Monatshefte 1912, 29.² Missions Belges 1910, 185.³ Jahrbuch über die deutschen Kolonien, Essen 1914, 223.

auf¹. Europäische Pflanzungen, von denen die Missionsfarmen nur einen kleinen Bruchteil ausmachen, zählte man 1913 im überseeischen Deutschland 1031 mit 1328 europäischen Landwirten, 125 702 farbigen Arbeitern und 178 786 Hektar bebauten Landes².

Eben diese Faktoren, die mit bedeutenden Kapitalien arbeiten, haben aber auch ein berechtigtes Interesse daran, ihre Geldanlagen baldmöglichst fruchtbar zu machen und die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonialgebiete möglichst zu beschleunigen. Da zu diesem Zweck die Arbeitskraft der Eingeborenen in erhöhtem Maße in Anspruch genommen werden muß und die Macht in der Hand des Europäers liegt, ist die Gefahr mißbräuchlicher Verwendung der Eingeborenen naheliegend. Zwar sind die Zeiten der Sklaverei mit ihrem grauenvollen Vorspiel: Sklavenjagd und Sklavenhandel, innerhalb der europäischen Einflußsphären im großen und ganzen vorüber³, aber die Geschichte nicht nur der nachmittelalterlichen Kolonien, sondern auch die noch junge Vergangenheit der modernen Kolonien ist besleckt mit Grausamkeit gegen die wehrlosen Eingeborenen, die aller Kultur Hohn sprechen. Es erhebt sich darum stets von neuem die Frage, ob es als zulässig erachtet werden kann, daß die Eingeborenen unter einen Arbeitszwang gestellt werden. Auch die Mission ist an dieser Frage lebhaft interessiert, sowohl weil sie in früheren Jahrhunderten solchen Zwang stellenweise selbst übte⁴, wie auch aus pädagogischen Gründen und wegen der mannigfachen Schädigungen, die ein staatlicher oder privater Arbeitszwang dem heutigen Missionswerk vielfach bereitet. Wir wollen indes die Frage ohne jede Voreingenommenheit prüfen und auch die Gründe der Befürworter einer Zwangsmethode objektiv zu würdigen suchen. Lassen wir ihnen zunächst das Wort.

In einem seiner Werke erörtert Dr. Carl Peters, einer der schärfsten Vertreter des Arbeitszwanges, wiederholt die afrikanische Arbeiterfrage und sagt u. a.

„Der Neger ist von Gott zur Roharbeit geschaffen, und er hat für die antike Kulturwelt sowohl wie für das arabische Mittelalter auch den größeren Teil der Muskelarbeit geliefert . . . Ich schlug [im Interesse der kulturellen Erschließung

¹ Jahrbuch über die deutschen Kolonien 1914, 213.

² Jahrbuch über die deutschen Kolonien 1914, 132.

³ Wenn Heinr. von Treitschke (Zehn Jahre deutscher Kämpfe, Berlin 1913, 100) die Einführung der Sklaverei eine rettende Tat der Kultur nennt, die auf die fernen Jahrtausende mindestens ebenso erweckend und sittigend eingewirkt habe, wie das Christentum auf eine spätere Epoche, so enthält dieser Vergleich zwar eine gewaltige Übertreibung, doch war es gewiß ein Fortschritt, wenn ein Volk seine Feinde nicht mehr verzehrte oder mordete, sondern sie zu Sklaven machte und dadurch zu einem umfassenderen Arbeitsbetrieb gelangte. „Nur durch Eroberung und Unterjochung werden die Horden zu Völkern, fähig, ein Bild der Menschheit aus sich herauszugestalten.“ Aber schon die schredliche Alternative: entweder Ermordung oder Sklaverei zeigt deutlich, daß die Sklaverei keine der kultivierten Menschheit würdige Kulturstufe ist. Auch ist die Sklaverei nicht, wie Treitschke voraussetzt, der einzige Weg, ein unterjochtes Hordenvolk sich dienbar zu machen. Der merkwürdige Versuch des genannten Historikers, die Sklaverei in einer wahren Gloriette erstrahlen zu lassen, ist darum wenig glücklich.

⁴ In einzelnen südamerikanischen Missionen vielleicht auch heute noch?

Afrikas] eine staatliche Arbeitspflicht, als Gegenstück zu der staatlichen Wehrpflicht in Europa, vor und wollte die hierdurch geschaffene Arbeitskraft von Staats wegen gegen eine billige Entschädigung an Privatunternehmer verdingen. Es würde dem Neger nicht eben schaden, eine Reihe von Jahren dem Staat dienen zu müssen, wie das der deutsche, französische und russische Staatsbürger zu tun hat . . . In weißen Staatswesen hat der einzelne für Sicherheit von Leben und Eigentum mit Gegenleistungen zu zahlen. Weshalb soll wohl gerade der Schwarze, der an moralischer Qualität durchaus hinter unserer Rasse zurücksteht, solche Vorteile geschenkt bekommen? Man beweise mir, daß es inhuman ist, einen Faulpelz zum Arbeiten zu zwingen. Wenn man dies glaubt, so möge man zunächst die Arbeitshäuser in Europa abschaffen . . . Kein Mensch verlangt Rückkehr zur Sklaverei. Aber wir wollen durch den gesetzlichen Zwang, den Staaten auszuüben vermögen, eine Erziehung des Negers zu den Anschauungen unseres europäischen Wirtschaftssystems“¹.

Ungefähr dieselben Gründe führt Carl Mirbt an.

„Das Recht des Staates, die eingeborne Bevölkerung zu Lasten heranzuziehen, unterliegt keinem Zweifel. Damit ist die entscheidende Frage bejaht. In welcher Form und Gestalt er die für ihn notwendigen Opfer an Kraft und Zeit einfordert, ist Sache der Politik und Zweckmäßigkeit und wird sich danach bestimmen, was das Wohl der Kolonien zurzeit erheischt und was die Eingebornen zu leisten imstande sind . . . Da die Forderung von Arbeitsleistungen grundsätzlich der Erhebung von Steuern gleichzusetzen ist, soll sie in der Hand des Inhabers der Regierungsgewalt liegen. Wenn die Arbeit durch die Vermittlung von Regierungsorganen in den Wirtschaftsbetrieben von Privaten geleistet wird, so ändert dies an ihrem Grundcharakter nichts.“ Gegen Mißbräuche seien die erforderlichen Kautelen geschaffen und beizubehalten“².

Auf dem zweiten deutschen Kolonialkongreß erklärte der Herrnhuter Missionsdirektor Buchner, die (protestantische) Mission habe keineswegs leugnen wollen, daß der Zwang innerhalb gewisser Grenzen sein Recht habe. „Die beste Erziehung ist jedenfalls diejenige, in der der Zwang nicht das Haupterziehungsmittel ist, sondern ein Notbehelf, der jeden brutalen Charakters entbehrt“³.

Katholischerseits ist aus neuester Zeit eine dem Arbeitszwang günstige Stimme aus Neu-Kamerun zu verzeichnen. Nach P. Wingendorf C. S. Sp. „muß die Übernahme der Kolonie durch das Deutsche Reich als Segen für das Land angesehen werden. Die deutsche Kolonisationsmethode ist ja von der französischen sehr verschieden. Der Deutsche hat eine kräftige Faust, aber für gewöhnlich tut er Wunder damit“⁴. Ein Beispiel hierfür ist Kamerun. Hier gelang es den Deutschen dank ihrer Energie, brauchbare Menschen

¹ Zur Weltpolitik 129—141.

² Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten 116. Vgl. 115—120.

³ Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905, Berlin 1906, 430 f.

⁴ Audiatur et altera pars! Nach J. A. Vietor (Geschichtliche und kulturelle Entwicklung unserer Schutzgebiete, Berlin 1913, 105) ist „dieses ewige Säuern um Kleinigkeiten, wie es in Kamerun Sitte ist, gewiß nicht das Richtige und verdirbt den Charakter der Leute . . . So ist es jedenfalls verkehrt und der Erziehung der Leute nicht entsprechend. Prügel sollte nur bei schweren Verbrechen auf richterliches Urteil hin verabreicht werden“.

zu machen. Sie haben die Neger zu Arbeitern herangebildet, woran der Franzose nie im geringsten gedacht. Kein Wunder deshalb, wenn die Bevölkerung in diesem Teil der Kolonie nach 50 Jahren ständiger Berührung mit den Weißen noch wild und arbeitscheu ist, wenn die Eingebornen nun so große Abneigung gegen das deutsche Regiment zeigen, das sie alle zur Arbeit zwingt"¹.

Anderen geschieht in Kamerun an Arbeitsnötigung noch nicht genug. Paul Rohrbach berichtet in der Deutschen Zeitung (19. Juli 1914), daß in der Sitzung des Kameruner Gouvernementsrats ein evangelisches Missionsmitglied in den Stoßseufzer ausbrach: „So geht das nicht weiter, die Eingeborenen müssen schärfer zur Arbeit herangeholt werden!“ Lautes Händeklatschen und Bravorufen der übrigen Mitglieder belohnten dieses offene Wort von so bedeutsamer Stelle. Selbst im unmittelbaren Bereiche des Gouvernements habe der Eifer beim Ableisten der Wegebaupflicht sehr nachgelassen.

Als ausgesprochene Gegner jedweden Arbeitszwanges bekennen sich Booker Washington und der Bremer Großkaufmann J. K. Vietor, Männer, die sich an praktischer Erfahrung mit jedem der Vorgenannten sehr wohl messen können. Ersterer sagt in seiner Schrift „Handarbeit“ S. 13: „allerdings hat man während der Sklaverei die Negerrasse arbeiten lassen, die große Aufgabe aber, welche die Rasse in der Freiheit lernen müsse, sei, selbst zu arbeiten. Es ist ein ungeheurer Unterschied, ob jemand zur Arbeit gezwungen wird, oder ob er freiwillig arbeitet. Zur Arbeit gezwungen werden, bedeutet Erniedrigung; selbst arbeiten, bedeutet Zivilisation.“ Selbst das Tagelöhnerium sei ein Hemmschuh für die Entwicklung der Rasse und des Landes (41). „Kein Land kann zu wirklichem Wohlstand gelangen, wenn die Leute, die den Boden bebauen, ihn nicht auch besitzen und darauf leben.“

In schärfster Form wendet sich J. K. Vietor, schon seit langem ein Vorkämpfer für die freie Entwicklung der schwarzen Rasse, auch in seiner neuesten Schrift², in der er seine kolonialen Erfahrungen zusammenfaßt, gegen den Arbeitszwang, da er nachweislich unnötig sei, wenn man nur dem Erwerbstrieb des Negers Spielraum gebe. Denn

„die Chance, Geld zu verdienen, nutzt der Neger ganz von selbst erstaunlich aus. Er arbeitet gern, wenn er nur den genügenden Lohn für seine Arbeit findet... Vor 25 Jahren wurde in Hamburg noch kein Sack Kakao von Westafrika importiert; i. J. 1898 waren es 42669 Sack, 1907 203300 Sack und heute importiert Hamburg ungefähr ebensoviel Kakao von dort, wie aus der ganzen übrigen Welt zusammengekommen³. Die Palmkernausfuhr aus Westafrika nach Hamburg stieg vom Jahre

¹ Echo aus den Missionen der Väter vom Hl. Geist 1913, 307.

² J. K. Vietor, Geschichtliche und kulturelle Entwicklung unserer Schutzgebiete. Berlin 1913.

³ Vgl. dazu Aus der Werkstatt des Missionars 64: „Die Goldküste hat in 15 Jahren an Quantität alle anderen kakaopflanzenden Länder der Erde überflügelt; ein schlagender Beweis dafür, daß die Faulheit der Neger nur solange währt, als die schlummernden

1900 von 131 954 tons auf 280 121 tons i. J. 1911, welche einen Wert von über 100 Millionen Mark darstellen. Das kleine Togogebiet brachte i. J. 1908 über 3 Millionen Mark Mais zur Ausfuhr¹ . . . und Senegambien exportiert jährlich für 40 Millionen Mark Erdnüsse. Alles die freie Arbeit der freien Neger, zu deren Erzeugung kein Pfennig europäischen Kapitals notwendig ist. Nur unter dem nach Hamburg importierten Kakao findet man ein kleines Quantum von den Kamerunplantagen (112). Man muß fordern, „daß den Eingebornen unter allen Umständen ihre persönliche Freiheit gewahrt wird . . . daß man dem Neger, solange er sich den Befehlen fügt, keine anderen persönlichen Leistungen zumutet als einem Staatsbürger hier. Daß die Neger Steuern und Zölle bezahlen, ist ganz in der Ordnung . . . Steuerarbeiten, bei denen die Leute anstatt zu Barzahlungen zu Arbeitsleistungen für eine Woche, 10 oder 12 Tage herangezogen werden, sind nicht zu empfehlen. Es kommt zu viel Ungerechtigkeit dabei vor, und die Leute werden durch die beaufsichtigenden schwarzen Soldaten oder Beamten oft so schlecht behandelt, daß viel Erbitterung dadurch entsteht. Solche Steuerarbeit ist nur da berechtigt, wo eine Barsteuer eingeführt ist und einzelne erklären, sie nicht bezahlen zu können (111) . . . es kommen, im Busch² besonders, massenhaft Sachen vor, die nicht in der Ordnung sind. Bezeichnend für diese Verhältnisse ist es, daß gerade unsere besten Beamten so vielen Streit mit den sogenannten Ansiedlern haben, die sich nicht mehr so rücksichtslos benehmen dürfen wie früher, sondern jetzt dazu angehalten werden, ihre Leute richtig zu behandeln und zu bezahlen“ (109).

Die Ausführungen Vietors beziehen sich vorwiegend auf Westafrika. In Deutsch-Ostafrika leiden die beiden Vikariate der Weißen Väter Unjanjembe und Tanganjika an dem Übelstand „der oft freiwilligen, öfter aber erzwungenen Abwanderung arbeitsfähiger Neger zu den Pflanzungen der Europäer oder dem Bahnbau. Der Rückschlag auf die einheimische Bevölkerung ist nach dem Urteil der Missionare erschreckend. Die Abgewanderten kommen vielfach erst nach Jahren zurück, wenn sie überhaupt zurückkommen; draußen Verwahrlosung, daheim Zerrüttung des Familienlebens, Rückgang der Bevölkerung, Verödung des Landes“³.

Ein Gouvernementsbericht aus derselben Kolonie fällt schon vor Jahren über die Zwangsarbeit das ungünstige Urteil: „Begreiflicherweise kommt es dem Arbeiter nur darauf an, den Tag abgearbeitet zu haben, nicht etwas zu leisten. Es zeigt sich die auch in Zanzibar und anderen Orten bei der Sklavenarbeit gemachte Beobachtung, daß unfreiwillige Arbeit minderwertig ist“⁴.

Kräfte kein ihren Anlagen entsprechendes Feld der Betätigung gefunden haben.“ Der Kakaobau hatte sich in den Versuchsgärten der Basler Mission an der Goldküste bewährt und wurde dann von der britischen Regierung allgemein eingeführt. Wir werden aber bezüglich solcher Fälle nicht in denselben Fehler des Generalisierens fallen dürfen, dessen wir gerade die Gegner einer freien Entwicklung der Primitiven bezichtigen. Die guten Erfahrungen, die man mit den Sudanegern im nördlichen Westafrika gemacht hat, berechtigen nicht ohne weiteres zu einem Rückschluß auf die minder günstig veranlagten Bantustämme im Süden und Osten.

¹ Die Gesamtausfuhr betrug fast 7 und 1912 fast 10 Millionen Mark. Jahrbuch 1914, 215.

² Busch = Hinterland.

³ Afrika-Vote 1914, 181.

⁴ Weißbuch 1909, Deutsch-Ostafrika 25 ff.

Befragen wir die Erfahrungen der Missionen, ob es möglich ist, arbeits-scheue Farbige ohne Zwang zur Arbeit willig zu machen, so läßt sich auf die zahlreichen vorher genannten Beispiele hinweisen, die sich ja zumeist auf Fälle beziehen, in denen von Nötigung keine Rede war. So konnten die katholischen und protestantischen Missionen selbst in den entlegeneren Küstenpartien von Kaiser-Wilhelmsland, ohne daß ihnen Zwangsmittel zur Verfügung gestanden hätten, ihren ausgedehnten Plantagenbetrieb sowie die kleinen Stationsfarmen mit weitgehender Hilfe der wilden Eingebornen bebauen, und es ist bekannt, daß manche Papuas sich mit Vorliebe für die Missionsplantagen anwerben lassen.

Noch klarer treten die Ergebnisse einer Arbeitserziehung ohne jeden Zwang in der erst 1910 gegründeten Steyler Indianermision Hilariocué am Monday in Paraguay zutage. Es handelt sich dort um menschen-scheue, halbnomadische Indianer, die eben erst dem trügen Leben der Wildnis entlockt sind und zu einem sesshaften Leben noch erzogen werden müssen. Es kennzeichnet sie ein leidenschaftlicher Drang nach Ungebundenheit, der sich in dem Spottworte „Sklaven der Uhr“ ausprägte, mit welchem sie die Missionare bedachten. Im ersten Jahre fanden sich nur 105 Indianer mit 117 Arbeitstagen ein, 1911 waren es 145 mit 990, 1912 246 mit 1754 Arbeitstagen¹. Der Jahresbericht 1913 meldet: „Die Zahl der die Missionsstation besuchenden Indianer ist in stetem Steigen begriffen, und in wenig Tagen sind ihrer jetzt mehr als im ganzen ersten Jahre . . . In diesem einen Jahre haben unsere Rothhäute unter Anleitung und Aufsicht der Mission mehr gearbeitet, als in allen vorhergehenden Jahren zusammen. Außer verschiedenen Arbeiten in Feld und Wald haben sie in diesem Jahr mehr als 80 Morgen Urwald in Pflanzfläche umgewandelt.“ Bis jetzt sind sechs Familien seit 1–2 Jahren dauernd angesiedelt². Geschenke machen die Missionare grundsätzlich nicht, aber kluge, humane Behandlung und ein gerechter Lohn haben auch unter diesen menschen-scheuen Kindern des Urwaldes ihre Wirkung nicht verfehlt. Das Verständnis für die tiefere Ursache dieses Erfolges wird uns erschlossen durch die Bemerkung des Missionsobern: „Belingt es, sie an die Arbeit zu bringen, so lassen sie das Produkt ihrer Mühe nicht mehr im Stich, sondern wollen es genießen“³. Die Mission kaufte den Indianern die Früchte ab, die auf dem von einem jeden bearbeiteten Landstück wuchsen, und diesen Gewinn wollen sich die Wilden trotz ihres Wandertriebes nicht mehr entgehen lassen. Hätten sie einfach einen kärglichen Arbeitslohn erhalten wie auf anderen Pflanzungen, dann wäre damit der mächtige dauernde Antrieb des persönlichen Interesses ausgeschaltet worden. Jetzt will jeder das von ihm einmal mühsam geklärte und bearbeitete Stück früheren Urwaldes nicht im Stich lassen, da es sonst von der Mission einem anderen Indianer zur weiteren Pflege übergeben würde.

¹ Steyler Missionsbote 1913, 88.

² Steyler Missionsbote 1914, 105.

³ Steyler Missionsbote 1913, 11.

Das dürfte genügen, um den Lesern Einblick in das Für und Wider der Zwangsarbeit und die Unterlagen für ein objektives Urteil zu verschaffen. Das Ergebnis sei in folgendem kurz zusammengefaßt:

1. Die Mission ist an der Frage der Zwangsarbeit in erster Linie unter dem erzieherischen Gesichtspunkt interessiert. Nun wird niemand bestreiten, daß eine Erziehung zur Arbeit ohne Zwang, falls sie im Bereich der Möglichkeit liegt, für die Charakterbildung der primitiven Rassen ungleich förderlicher wirkt als die Zwangsmethode. Der Zwang ist, wenn er sich als unvermeidlich erweisen sollte, ein notwendiges Übel und darum auf wirkliche Notfälle zu beschränken.

2. Dem Staate wird man das Recht zuerkennen müssen, in dringenden Notfällen einen Arbeitszwang auszuüben¹. Wie daheim, so wird es erst recht in den Tropen stets einzelne Elemente geben, denen nur durch Zwang beizukommen ist. Doch ist es nachweislich in vielen Fällen möglich, bei gerechtem Lohn und entsprechender Behandlung die Farbigen ohne Zwang für die Arbeit zu gewinnen. Die Einführung eines allgemeinen Arbeitszwanges ist daher durchaus unzulässig. Vielmehr sollten vor allem der Handel und einträgliche Absatzgelegenheiten gefördert werden, da diese den Tätigkeitstrieb der Eingebornen erfahrungsgemäß in hohem Grade steigern.

3. Der Zwang zur Arbeit erscheint berechtigt, wenn einem öffentlichen Interesse, wie namentlich der Herstellung von Verkehrswegen und Eisenbahnen, auf andere Weise keine Rechnung getragen werden kann, oder wenn Eingeborene ihrer Steuerpflicht nicht nachkommen. Doch muß unter allen Umständen Mißbräuchen vorgebeugt werden, damit nicht, wie in Ostafrika, schwere Störungen des Familienlebens eintreten².

4. Ein Zwang, in bestimmten Privatplantagen zu arbeiten, sollte den Eingebornen im allgemeinen schon aus dem Grunde nicht auferlegt werden, damit die Farmer zu gerechter Behandlung ihrer Arbeiter genötigt sind. Ob in Ausnahmefällen ein Zwang zugunsten von Privatpflanzern angebracht erscheint, bedarf noch weiterer Klärung. Sollte es je irgendwo zur Einführung einer Arbeitsdienstpflicht (ähnlich der Wehrpflicht) kommen, so wären deren materielle Erträgnisse zum Besten der Gesamtheit einschließlich der Eingebornen, nicht aber ausschließlich zur Bereicherung der europäischen Pflanzler zu verwenden. Dagegen muß im berechtigten Interesse der Plantagen die Einhaltung des nach den gesetzlichen Vorschriften eingegangenen Arbeitskontraktes von den Arbeitern gefordert und nötigenfalls erzwungen werden,

¹ Dem preussischen Landtag wurde 1912 ein Gesetz zur Einführung des Arbeitszwanges bei Arbeitscheuen vorgelegt. Das Gesetz wurde angenommen. Ähnliche Bestrebungen verfolgte Graf Rumford (1753—1814) in Bayern schon vor hundert Jahren. P. A. Clasen, *Der Salutismus*. Jena 1913, 235.

² Vietor (a. a. O. 120) empfiehlt, daß Arbeiter dauernd auf den Pflanzungen sich ansiedeln und darum auch Frauen und Kinder mitnehmen sollten. „Daß dies möglich und auch praktisch ist, beweist das Vorgehen der Tabakbau- und Pflanzungsgesellschaft Kamerun, die die Familien aufnimmt und damit gute Erfolge erzielt.“

vorausgesetzt natürlich, daß die Farmer ihrer eignen Kontraktspflicht nachgekommen sind. Im allgemeinen ist zu beachten, daß der Eingeborne der Schwächere ist und daß darum zu seinem Schutze gegen Vergewaltigung von seiten des Staates alle erforderlichen Maßnahmen zu treffen sind.

Wie schon aus dem Vorhergehenden ersichtlich, besteht zwischen der Entwicklung europäischer Plantagen und eines selbständigen eingeborenen Bauern- und Handwerkerstandes ein tiefgreifender Interessenkonflikt, an dem auch die Mission nicht geschlossenen Auges vorübergehen kann. Vom pädagogischen Gesichtspunkt aus wäre, rein theoretisch betrachtet, das Erwachsen einer wirtschaftlich selbständigen einheimischen Bevölkerung vielleicht selbst dann noch vorzuziehen, wenn die europäische Farmerbevölkerung in ihrer großen Majorität sich geschlossen zu christlicher Religion und Sitte bekennen würde. Fassen wir aber die wirklichen Verhältnisse ins Auge, so legt schon die Sorge für ihren eignen Unterhalt den Missionen gegenwärtig geradezu die Pflicht auf, durch Anlegung größerer Missionsfarmen wenigstens einen Teil ihres Budgets zu decken¹ und der sich bildenden Landeskirche die erforderliche finanzielle Unterlage zu schaffen². Sodann muß vor allem betont werden, daß für die gesunde Entwicklung unserer Kolonien eine maßvolle Ausdehnung der landwirtschaftlichen mittleren und Großbetriebe³ neben dem überwiegenden

¹ Daß die Missionsfarmen im günstigsten Fall nur einen Teil der Missionsauslagen decken werden, muß gegenüber den optimistischen Anschauungen selbst einzelner Missionare nachdrücklich betont werden. Man lese nur die Berichte über die vielfachen Enttäuschungen der Pflanzler, über die von Schädlingen, Orkanen und vor allem durch die Schwankungen des Weltmarktes bedingten Verluste, und man wird über die wirtschaftlichen Ausichten der Missionen auch in der deutschen Südsee nüchterner denken. Als ich vor wenigen Jahren einen Missionar vor zu großem Vertrauen auf die Guttapflanzungen warnte, erhielt ich eine höchst zuversichtliche Antwort. Heute ist der Kautschuk entwertet, und zahlreiche Pflanzereexistenzen sind zerstört. Natürlich wird jetzt um so mehr Kofos angepflanzt. Sobald aber bei diesem Produkt das Angebot die Nachfrage übersteigt, sinken die Preise für Kopro, und dann sind speziell manche Missionsfarmen in schwerer Bedrängnis. Vgl. auch die Feststellungen Vietors (a. a. O. 116 ff.) über die sehr ungünstigen Ergebnisse vieler Plantagen und über seine eignen üblen Erfahrungen.

² Unternehmungen dieser Art werden zumal bei neugegründeten Missionen viel Zeit, Arbeit und Sorge in Anspruch nehmen, doch müßte auch in solchen Fällen das eigentliche Missionswerk im Vordergrund des Interesses stehen und seitens der Missionsleitung jeder Anschein vermieden werden, als werde dem Belehrungswerk, den Katechumenen, den Schulen weniger Aufmerksamkeit gewidmet. Ein Gradmesser für die größere oder geringere Stärke der beiden hier angedeuteten Richtungen sind der Eifer und die Zeit, die auf die religiöse Unterweisung der eigenen Farmarbeiter verwendet werden. Am sichersten ist der Gefahr eines Überwiegens der Unternehmungslust vorgebeugt, wenn nicht zuviel auf einmal angefangen, sondern das Begonnene fleißig gepflegt und allmählich mit Hilfe der Einnahmen aus dem schon bestehenden Betrieb ausgebaut wird. Man darf in dieser Hinsicht das Vorgehen des Bischofs Couppé und seiner Herz-Jesu-Missionare in Neu-Pommern als vorbildlich bezeichnen.

³ Natürlich sind damit nicht die riesigen, ganzen Königreichen gleichenden Landkonzessionen gemeint, die aus Mangel an kolonialer Erfahrung anfänglich auch in den deutschen Schutzgebieten an Spekulationsgesellschaften vergeben wurden, welche die Entwicklung der Kolonien mehr hemmten als förderten. Vgl. darüber Vietor a. a. O. 63 ff.;

Kleinbetrieb aus denselben Gründen wirtschaftlicher und sozialer Natur zu wünschen ist wie in der deutschen Heimat¹. Wenn es sich nicht auch um die Förderung der deutschen Ansiedlung und ihrer Unternehmungen handelte, würde das Reich minder leicht so große Summen für Verkehrsanlagen auswerfen, wodurch doch auch für die Volkskulturen erst die unentbehrlichen Absatzgelegenheiten geschaffen werden. Desgleichen erfordert es das berechnete nationale Interesse, daß unsere Schutzgebiete, soweit sie der deutschen Ansiedlung ohne Beeinträchtigung der Eingebornen Raum bieten, auch wirklich den Überschuß unserer deutschen Bevölkerung aufnehmen, wodurch zugleich die organische Angliederung an das Vaterland und ihre nationale Sicherstellung zur Zeit politischer Unruhen und Kämpfe in höherem Grade gewährleistet wird². Man braucht sich nur zu erinnern, wie viele Millionen in Deutschland in abhängiger Stellung sind und sein müssen, wenn der riesige wirtschaftliche Organismus nicht völlig aus den Fugen gehen und die Gesamtheit in seinen Untergang mitreißen soll, um den primitiven Völkern gegenüber den richtigen Standpunkt zu finden.

Man wird Heinrich von Treitschke recht geben müssen, wenn er sagt: „Unser Geschlecht ist so gebrechlich und bedürftig von Natur, daß die ungeheure Mehrheit der Menschen immer und überall der Sorge um das Leben, der materiellen Arbeit ihr Dasein widmen muß. Die Millionen müssen ackern und schmieden und hobeln, damit einige tausend forschen, malen und regieren können . . . Weil zur Bewahrung unserer Kultur die harte Arbeit von Millionen unentbehrlich ist, darum kann der geistige Horizont unzähliger Menschen nicht sehr weit über den Kreis der wirtschaftlichen

Derselbe, *Der deutsche Handel und die Monopole in unseren westafrikanischen Kolonien*. Jahrb. der Bodenreform 1905, 164 ff.; Voeters, *Bodenreform und Kolonialpolitik*. Berlin 1905, 15.

¹ Selbst J. A. Bietor, der als Kaufmann die Heranbildung eines selbständigen Eingeborenenstandes wünschen muß und sich gegen den europäischen Plantagenbetrieb erklärt, gibt zu, daß einzelne Plantagen als Musterfarmen für die Neger oder zur Kultivierung von Produkten, die einer sorgsameren Behandlung bedürfen, wünschenswert sind. Aus reicher Erfahrung heraus sagt Graf Zech (Kol. Jahrbuch 1912, 138): „Europäische Pflanzungsbetriebe sind imstande, mit ihren fein ausgedachten, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Kulturmethoden, mit ihrem technisch vervollkommenen Aufbereitungsverfahren dem Boden wesentlich mehr und hochwertigere Erzeugnisse abzurufen als die Eingeborenen mit ihren mehr oder weniger rohen Anbau- und Aufbereitungsmethoden. Für eingeborne Arbeiter bildet die Dienstzeit auf der europäisch geleiteten Pflanzung, geeignete Behandlung vorausgesetzt, eine Schulung sowohl zu stetiger Arbeit als auch zu verbesserten Anbaumethoden.“

² Man kann nur bedauern, daß unsere heimischen positiv christlichen Großgrundbesitzer den Kolonien bisher nur wenig praktisches Interesse bekundet haben. Welch gute Gelegenheit hätten z. B. die nachgeborenen Söhne unseres Adels in mehreren Kolonien, unter verhältnismäßig geringem Kapitalaufwand sich anzusiedeln und dort als Pioniere christlicher Kultur und Sitte derselben hohen Aufgabe zu dienen, durch die ihre Ahnen vor Jahrhunderten in Deutschland sich ein unvergängliches Andenken gesichert haben. Die dauernde Ansiedlung solcher Männer liegt unstreitig weit mehr im Interesse unserer Kolonien, als Pflanzungen auswärtiger Aktiengesellschaften.

Dinge hinausreichen . . . In solchen Worten liegt gar nichts von dem harteherzigen Fabrikantenhochmut, der noch vor einem Menschenalter zu sagen liebte: 'Der Arbeiter darf nicht zu klug werden'; es liegt darin lediglich die Erkenntnis, daß die Mehrheit der Menschen ein gewisses Maß der Bildung nicht überschreiten kann, ohne selber tief unglücklich zu werden und den wirtschaftlichen Bestand der Gesellschaft, den Fortschritt der Kultur zu gefährden . . . Die große Mehrheit der Menschheit trägt ihren Anteil an der Arbeit der Gesellschaft ab, indem sie mit mehr oder minder hellem Bewußtsein ihre Körperkraft einsetzt für die wirtschaftlichen Zwecke der Gesamtheit, und indem sie unbewußt die Kraft des Gemüts den Völkern bewahrt. Diese Ordnung ist gerecht; denn das wahre Glück des Lebens, den Frieden der Seele und die Freuden der Liebe, verschließt sie keinem"¹.

Es liegt viel Wahres in diesen Worten. Die Missionare tun darum durchaus recht, wenn sie die ihnen Anvertrauten vor den seelischen Krisen zu bewahren suchen, wie sie z. B. die schwarze Rasse in Südafrika infolge der vor schnellen intellektuellen Ausbildung und der Vernachlässigung der Arbeitserziehung durchzukämpfen hat².

Ungerecht wäre es natürlich, wenn wirklich befähigten und strebsamen Farbigen die Möglichkeit sozialen Aufstiegs unterbunden würde. Zu einer solchen Hemmung darf sich die Mission, soweit es von ihr abhängt, nicht herbeilassen. Sie ist vor dieser Gefahr zum Teil schon dadurch bewahrt, daß die gediegene Heranbildung einheimischer Lehrer, Katechisten und womöglich auch Priester in ihrem eigensten Interesse liegt. Das vorhin über die Bedeutung der sozialen Differenzierung für das normale Emporkommen der niederen Rassen Gesagte verdient hier Beachtung. Im allgemeinen aber wird man gut tun, die intellektuelle Bildung zumal in der ersten Generation nicht zu hoch zu schrauben und namentlich durch starke Betonung des Arbeitsunterrichtes einer unpraktischen Verbildung der Eingebornen vorzubeugen. Wenig, aber gründlich sollte zumal für die Dorfschulen gelten, während in den Städten auch in Bezug auf die Ausdehnung des Lehrstoffs schon mehr geboten werden muß. Gründlicher Religionsunterricht, Lesen, Schreiben, die Elemente des Rechnens, eine Erklärung der Naturerscheinungen und das für eine patriotische Erziehung Unumgängliche darf in keiner Schule fehlen, doch werden selbstverständlich die Anforderungen in den genannten Fächern geringer

¹ S. von Treitschke, *Zehn Jahre deutscher Kämpfe*. Berlin 1913, 106—119.

² Bei Henri A. Junod, *Sidschi, Kultur, Christentum und das Problem der schwarzen Rasse*, heißt es S. 259: „Die Schulinspektoren, welche die Prüfungen vorschreiben, gehen von dem Gesichtspunkt aus, daß der Unterricht, der für die Weißen paßt, auch für die Schwarzen der rechte ist. Sie geben sich nicht die Mühe, ihre Lehrpläne dem Verständnis der Schüler, die einer so völlig anderen Umgebung entstammen, anzupassen. Das ist der Grundfehler bei der Erziehung der Eingebornen Südafrikas, übrigens ein Fehler, gegen den gekämpft und der hoffentlich eines Tages überwunden sein wird.“ Noch schärfer äußert sich der protestantische Missionsinspektor Georg Haccius in seiner neuesten Schrift, *Erlebnisse und Eindrücke in Südafrika* (Hermannsburg 1913) S. 143 über die staatlichen Schulen und die Missionen der Wesleyaner und Äthiopier.

sein können in Hinterlandsschulen, die vielleicht noch kein Jahrzehnt bestehen. Entsprechend der kolonialen Entwicklung sind dann auch die Schulleistungen stetig zu steigern. Wenn der Unterricht in den genannten Fächern recht gegeben erteilt wird, dann ist dadurch die Grundlage für eine normale geistige Entwicklung der eingebornen Jugend gegeben.

Aus neuester Zeit liegen mehrere begrüßenswerte Äußerungen deutscher Missionsobern vor, die übereinstimmend kundtun, daß die Missionen ernstlich gewillt sind, den Gefahren einer Verbildung und Arbeitsentfremdung planmäßig entgegenzuwirken¹.

Trotz dieser erfreulichen Feststellungen wird man Martin Schlunk wenigstens in Bezug auf einzelne Kolonien zustimmen müssen, wenn er es als einen Mangel hervorhebt, daß in unseren deutschen kolonialen Schulen die Bildung der Eingeborenen zum ganz überwiegenden Maße intellektuell ist, und daß das Vorurteil, alles Heil bestehe in intellektueller Bildung, nur verhütet werden kann durch systematische und reichliche Einordnung praktischen Unterrichts. Er verweist u. a. auf die Kritik Booker Washingtons in dessen schon genanntem Buche „Handarbeit“, daß die ausschließlich theoretische Bildung die Schwarzen ihrem Bauernberufe entfremde, und macht, wohl in Anlehnung an eine ähnliche Praxis in Tuskegee, den Vorschlag, in den Dorfschulen mit ländlicher Umgebung² in drei- bis vierjährigem Lehrgang drei Wochentage dem Unterricht in den Schulfächern, die drei anderen Tage der landwirtschaftlichen Arbeit, am besten auf einer eignen Schulfarm, zu widmen, um dadurch zugleich die stetig zunehmenden Ausgaben für die Missionschulen zu decken³. „Nur ist der Fehler zu vermeiden, daß man die Schulfarmen zugleich zu Versuchsfeldern für unsichere Kulturen

¹ So sagt Bischof Vogt C. S. Sp., der Apostol. Vikar von Kilimandjaro: „Ich gebe unumwunden zu, daß mit Lesen, Schreiben und etwas Rechnen der Lehrplan erschöpft ist. Betrachtet man aber die Verhältnisse, in denen der Schwarze lebt, so muß man gestehen, daß ein solcher Unterricht im allgemeinen vollständig genügt. Man begehre vom Schwarzen nicht mehr, als man vor gut hundert Jahren von vielen Landleuten in Europa verlangte!“ (RM 1912, 109). In der Apostol. Präfektur Windhuk findet der Unterricht meistens vormittags statt, während der Nachmittag der Arbeit gewidmet ist. „Die an die Schulbesucher gestellten Anforderungen halten sich in durchaus mäßigen Grenzen. Es wäre auch vom rein pädagogischen Standpunkt aus verwerflich, wollte man einem Naturvolke unsere hoch entwickelte Kultur in raschem Tempo auspropfen. Jedenfalls müßte ein Schulunterricht ohne damit verbundene Erziehung zur Arbeit als direkt gefährlich bezeichnet werden“ (Jahresber. des Apostol. Präfekten P. Eugen Klaryle O. M. I.

² In den Städten mit Handelsbevölkerung zumal an der Küste sind natürlich höhere Anforderungen zu stellen. Außer den regelrecht geleiteten Volksschulen sind dort auch Fortbildungsschulen am Plage.

³ Joh. Flierl (Gedenkblatt der Neuendettelsauer Heidenmission, Neuendettelsau 1910, 76) verweist auf den obersten Grundsatz aller englischen Südseemissionen, daß alle ihre Stationszöglinge (Interne) sich vom Lande der Erziehungsstation nähren müssen. Dieser Grundsatz wird auch noch anderwärts durchgeführt sein, doch fehlen genauere Meldungen darüber. Jedenfalls verdient er, wo die Verhältnisse es nur eben ermöglichen, mit aller Energie durchgeführt zu werden.

macht. Nur das ist auf Schulfarmen zu pflanzen, was den Eingebornen bekannt ist oder wenigstens keine Schwierigkeiten bereitet und doch Ertrag verspricht. . . Nur wenn die Eingebornen ihren Vorteil sehen, wird solche Schulfarm zu einer dauernden und dann auch zu einer überaus wertvollen Einrichtung werden“¹.

Sollte die vorgeschlagene Einordnung der praktischen Arbeitserziehung in die Schultätigkeit Tatsache werden, dann wäre dadurch zugleich der Mission eine außerordentliche Erweiterung ihres Einflusses auf die Arbeitserziehung des gesamten Volkes gegeben. Sie würde dann auch auf diesem Gebiete, soweit ihre Schulen reichen, als ein selbst zahlenmäßig ebenbürtiger Faktor neben dem Handel und der europäischen Plantagenwirtschaft stehen.

Wenn hier in erster Linie von Erziehung zu landwirtschaftlicher Arbeit die Rede ist, so sind vorab in den schon mehr erschlossenen und mit Europäern durchsetzten Gebieten Handwerkschulen ein Bedürfnis für die einheimische Bevölkerung. Unsere deutschen Missionen leisten darin schon Namhaftes, und gerade unsere katholischen Missionen sind durch ihre wackeren Laienbrüder zu tüchtigen Leistungen qualifiziert², doch ist auch auf diesem Gebiete eine

¹ Martin Schlunf, Das Schulwesen in den deutschen Schutzgebieten, Hamburg 1914, 107 ff. Man darf wohl beifügen, daß es ebensowenig angebracht wäre, wenn die lärglichen Missionsgelder für kostspielige Pflanzungsversuche, deren Ergebnis ungewiß ist, verausgabt würden. Wenn die berufenen Stellen, wie z. B. das Kolonialwirtschaftliche Komitee, den Missionen die Mittel für solche Versuche zuwenden, so ist das zu begrüßen. Geschieht das nicht, so müssen solche Versuche denen überlassen bleiben, für die das Pflanzungswesen erste Berufsaufgabe ist. Graf Jech beklagt (Kol. Jahrbuch 1912, 153) die schlimmen Folgen des häufigen Personalwechsels auf den tropischen Versuchstationen. Nach Dloff (Koloniale Verwaltungsorganisation, Köln 1906, 6) kann es vorkommen, daß nach 10 Jahren das europäische Personal einer Tropenkolonie vollständig gewechselt hat. Da das Missionspersonal weniger häufig wechselt, würden die Missionen insofern besser geeignet sein, Versuchstationen zu leiten. Das zeigt sich z. B. in Risantu (Belgisch-Kongo), wo der jetzt schon ergraute Br. Gillet S. J. einen botanischen Garten anlegte und aus den zahlreichen Jesuitenklostergärten der ganzen Welt und aus unzähligen botanischen Gärten gegen Einsendung afrikanischer Gewächse Pflanzen und Samen kommen ließ. Br. Gillet besitzt schon über 4000 Pfleglinge und sucht vor allem Nahrungspflanzen, Gartenpflanzen und Obstbäume einzubürgern. Jeder Europäer am Kongo erhält von dem Bruder, was er nur immer abgeben kann. Auch der botanische Garten des Kongo-Staats in Gala ist fast vollständig aus dem der Jesuiten hervorgegangen. Fräule S. S. C., Fünf Jahre im Herzen Afrikas. Sittard 1912, 12.

² In die Handwerkschule der Steyler Mission in Lome werden nur Knaben aufgenommen, die eine entsprechende Schulbildung aufweisen und sich zu einer vierjährigen Lehrzeit kontraktlich verpflichten, was Nicht (a. a. O. 109) als nachahmenswerte Einrichtung bezeichnet. Über dieselbe Handwerkschule sagt das Monatsblatt der Norddeutschen Mission (1913, 47, 53), daß die katholische Mission durch ihre großen industriellen Unternehmungen immer mehr Einfluß gewinne. Deshalb darf es uns gar nicht wundern, wenn die Arbeit unserer Mission nicht gerade hoch eingeschätzt wird. Wir können das auch niemand weiter übel nehmen, wo die katholische Mission hier so viel hat, was jedermann in die Augen fällt. Eine große Kirche, eine starke Gemeinde, eine kaum zählbare Zahl von Schülern und dann ihre großzügig angelegten Handwerkerschulen, die schon mehr einem großen industriellen Unternehmen gleichen, die immer wieder noch er-

ansehnliche Weiterentwicklung möglich und um so mehr zu erstreben¹, da gerade die Beschäftigung mit einem Handwerk geeignet ist, die Intelligenz der Eingebornen zu wecken und in gesunde Bahnen zu lenken.

„Es liegt ein unbeschreibliches Etwas in der praktischen Arbeit, das die innere Entwicklung fördert . . . Ich habe Fälle erlebt, in denen ein Schüler so stumpf oder unbegabt zu sein schien, daß er in der Schule so gut wie gar nicht vorwärts kam. Man nahm ihn einige Monate ganz heraus und ließ ihn ein Handwerk erlernen; nach einiger Zeit kehrte er in die Schule zurück und es war überraschend zu sehen, wieviel leichter er nun begriff als zuvor“².

Allerdings wird die Ausbildung im Handwerk wie in allen anderen körperlichen Arbeiten nur dann erweckend wirken, wenn sie in derselben wohlbedachten, pädagogischen Art vor sich geht, wie Booker Washington sie in seinem Institut pflegt und zur Belehrung anderer in seinen Schriften geschildert hat³.

Jedenfalls dürfte aus dem Gesagten hervorgehen, daß das Problem der Arbeitserziehung zu den schwierigsten und verantwortungsvollsten Aufgaben des modernen Heidenapostolates gehört. Die Missionen werden darum gut tun, diesem Problem auch weiterhin ihre besondere Aufmerksamkeit zu widmen und ihre Erfahrungen darüber systematisch auszutauschen, um ihre Aktion auch auf diesem Gebiete möglichst planvoll und einheitlich zu gestalten.

weitert und verbessert werden, in denen man alles, wirklich alles angefertigt haben kann. Wie oft haben wir selbst das Bestehen aller dieser Einrichtungen angenehm und dankbar empfunden.“

¹ Allerdings wäre zu wünschen, daß die Missionen in den deutschen Kolonien von der Regierung in wenigstens annähernd generöser Weise bei ihren Unternehmungen für die Arbeitserziehung der Eingebornen unterstützt würden, wie das in den britischen Kolonien der Fall ist. Alle diese Bemühungen dienen doch schließlich der Entwicklung der Kolonien nicht weniger als andere koloniale Betätigungen. — In der billigen Überlassung von Land für Missionsfarmen zeigt die deutsche Verwaltung in mehreren Kolonien verständnisvolles Entgegenkommen, das hoffentlich nach Beendigung des Krieges in allen deutschen Schutzgebieten Nachahmung finden wird.

² Booker Washington, Handarbeit 51.

³ Vgl. außer „Handarbeit“ seine Selbstbiographie „Vom Sklaven empor“ und namentlich die Schrift „Charakterbildung“ (Berlin 1910, Dietrich Reimer), welche Sonntags-ansprachen Washingtons an seine Zöglinge enthält.

